

Orte/Worte – Erde/Rede Celans Geopoetik

SANDRO ZANETTI

Ich habe einen fünfeinhalbjährigen Sohn,
er interessiert sich, wie sein Vater, für
das Irdische: er besitzt einen Globus.

Paul Celan¹

Gershom Scholem beendet sein Buch *Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen* von 1957 mit folgender Geschichte, die er »aus dem Munde des großen hebräischen Erzählers S. J. Agnon gehört«² habe:

Wenn der Baal-schem etwas Schwieriges zu erledigen hatte, irgendein geheimes Werk zum Nutzen der Geschöpfe, so ging er an eine bestimmte Stelle im Walde, zündete ein Feuer an und sprach, in mystische Meditationen versunken, Gebete – und alles geschah, wie er es sich vorgenommen hatte. Wenn eine Generation später der Maggid von Meseritz dasselbe zu tun hatte, ging er an jene Stelle im Walde und sagte: »Das Feuer können wir nicht mehr machen, aber die Gebete können wir sprechen« – und alles ging nach seinem Willen. Wieder eine Generation später sollte der Rabbi Mosche Leib aus Sassow jene Tat vollbringen. Auch er ging in den Wald und sagte: »Wir können kein Feuer mehr anzünden, und wir kennen auch die geheimen Meditationen nicht mehr, die das Gebet beleben; aber wir kennen den Ort im Walde, wo all das hingehört, und das muß genügen.« – Und es genügte. Als aber wieder eine Generation später Rabbi Israel von Rischin jene Tat zu vollbringen hatte, da setzte er sich in seinem Schloß auf seinen goldenen Stuhl und sagte: »Wir können kein Feuer machen, wir können keine Gebete sprechen, wir kennen auch den Ort nicht mehr, aber wir können die Geschichte davon erzählen.« Und – so fügte der Erzähler hinzu – seine Erzählung allein hatte dieselbe Wirkung wie die Taten der drei anderen.³

¹ Celan, Paul, *Der Meridian. Endfassung. Entwürfe. Materialien*, hg. v. Bernhard Böschstein u. Heino Schmuil unter Mitarbeit v. Michael Schwarzkopf u. Christiane Wittkop, Frankfurt a. M. 1999, 82 [Nr. 100]. Im Folgenden zitiert als: *Der Meridian* (Tübinger Ausgabe), Seitenzahl [Fragmentnummer].

² Scholem, Gershom, *Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen*, Zürich 1957, 384.

³ Ebd., 384. Zwei Seiten vor der oben zitierten Stelle schreibt Scholem: »Jeder also bewahrt, indem er seinen eigenen Weg geht, den Sinn der wahren Schülerschaft. Die Tradition, sich von der Tradition loszureißen, bewirkt solch seltsames Paradox.« Ebd., 382. Celan schreibt dazu in sein eigenes Exemplar des Buches an den Rand ein (leicht entstelltes) Selbstzitat und datiert dieses auf den 28. Juni 1965: »abtrünnig erst bist du treu« (vgl. GW 1, 33: »Abtrünnig erst bin ich treu«). Die Werke Celans werden hier und im Folgenden zitiert nach der Ausgabe: Celan, Paul, *Gesammelte Werke in fünf Bänden*, hg. v. Beda Allemann u. Stefan Reichert unter Mitwirkung v. Rudolf Bücher, Frankfurt a. M. 1983 (= GW Band, Seitenzahl).

Paul Celans Mutter wurde 1895 in Sadagora, der Hochburg des Chassidismus in der Nähe von Czernowitz, geboren: nicht ganz hundert Jahre – also rund vier Generationen –, nachdem der schließlich in Sadagora lehrende und wirkende Rabbi Israel von Rischin (1797–1850) geboren worden war. In seiner *Bremer Rede* von 1958 legt Celan Wert darauf, dass er selbst in dieser »Gegend, in der Menschen und Bücher lebten«⁴, aufgewachsen sei. Es handelt sich bei dieser Gegend um die Bukowina, jene ehemalige, zu einem guten Teil deutschsprachige »Provinz der Habsburgermonarchie«, die nach dem Ersten Weltkrieg Rumänien zugeteilt wurde und deren Nordhälfte mit Czernowitz nach dem Zweiten Weltkrieg der Ukraine zufiel. Ein »nicht unbeträchtlicher Teil jener chassidischen Geschichten«, »die Martin Buber uns allen auf deutsch wiedererzählt hat«, sei, so Celan, in dieser »Landschaft« zu Hause gewesen.⁵

Diese »Geschichten« wogen jedoch für Celan nicht diejenige »Geschichtslosigkeit«⁶ auf, die als Resultat der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik in dieser »Gegend« – doch nicht nur dort – die Möglichkeit jeglichen Bezugs zu einer Tradition und ihrer (jeweils) möglichen Zukunft hochproblematisch werden ließ.⁷ Celan suchte deshalb im Schreiben seiner Gedichte und in seinen Kommentaren dazu ein Modell von Sprache, Zeitlichkeit und Räumlichkeit zu erarbeiten, das es ihm ermöglichen sollte, das Problem eines solchen Bezugs in der Auseinandersetzung mit bestimmten – aber auch mit unbestimmt gebliebenen und bleibenden – vergangenen Ereignissen und Orten zu markieren und über die Markierungen gleichzeitig Möglichkeiten eines künftigen Zurückkommens auf die Spuren seiner eigenen Erörterungen zu eröffnen.

Wollte man den Traditionsbezug und den Projektcharakter von Celans Dichtung insgesamt als Nachgeschichte zu der von Scholem weitertradierten Geschichte und als Vorgeschichte zu einer anderen Geschichte oder zu etwas anderem als einer Geschichte interpretieren, dann wäre zu sagen, dass sich die Bedingungen, unter denen Celan geschrieben hat, gegenüber jenen, unter denen sich jede neue Generation

⁴ GW 3, 185.

⁵ Ebd., 185.

⁶ Ebd., 185.

⁷ In einer Notiz zum *Meridian*, der Büchner-Preisrede von 1960, schreibt Celan in loser Wortfolge: »ich habe die Ehre ... Cz[ernowitz] bei Sadagora, in der Nähe von Wischnitz, Lerty, Korsow und Bojan geboren, in der Gegend, in der Rabbi Israel – genannt der Baalschem, d. i. der Träger und Herr des Namens, gelebt und gelehrt hat. – östlichste Universität – die Kinder dieser Stadt, zumal die jüdischen, waren stolz – diesen Stolz hat Großdeutschland zu begraben gewußt – das ist, wie das Gedicht, keineswegs als Metapher zu verstehen.« *Der Meridian* (Tübinger Ausgabe), 184 [Nr. 751].

in dem von Scholem wiedergegebenen chassidischen Lehrstück ihre »Tat« und ihre Beziehung zur Tradition von neuem erfinden musste, noch einmal grundsätzlich verändert haben: Celan ist kein Rabbi, und er erzählt auch keine oder kaum Geschichten. In seinen Gedichten und in seinen kommentierenden Äußerungen dazu erörtert er vielmehr die Schwierigkeiten, überhaupt einen Bezug zu vergangenen, aber auch gegenwärtigen Ereignissen, Personen und Orten zu finden.

Zudem sind Celans Arbeiten zwar wie die »Taten« in dem chassidischen Lehrstück durchgehend zukunftsorientiert, aber die »Wirkung«, die Rabbi Israel von Rischin zuletzt noch von seiner »Erzählung« erhoffen zu können schien, ist bei Celan in einen Anspruch zurückgenommen, der sich nicht selbst – etwa im Medium einer Narration – verwirklichen und genügen kann, sondern, bruchstückhaft, auf eine Antwort von Seiten eines Anderen angewiesen ist, um überhaupt bemerkbar und – vielleicht – wirksam zu werden: Deshalb privilegieren Celans Gedichte den Modus der Ansprache, sind sie an ein Du gerichtet. Doch so sehr dieses Du in Celans poetologischer Konzeption für das Gedicht nötig ist (»Das Gedicht will zu einem Andern, es braucht dieses Andere, es braucht ein Gegenüber«⁸), so wenig kann vorausgesetzt werden, dass dieses Du seinerseits (wer oder was auch immer *in concreto* damit gemeint ist) auch die Gedichte nötig hat, die Celan schreibt – obwohl genau dies die Hoffnung ist, die Celan mit seinem Projekt, das er »Dichtung« nennt, verbindet.

Diese Hoffnung setzt darauf, dass der Ort des Anderen (zupal im Medium gedruckter Literatur) zwar prinzipiell unbestimmt und nicht antizipierbar ist, doch eben deshalb bestimmbar bleibt, und das Gedicht ist seinerseits der Ort, an dem eine solche Bestimmung, Celan zufolge, *möglich* scheint. Man hat es dementsprechend in der Auseinandersetzung mit Celans Gedichten stets mit mindestens zwei Orten zu tun: jenem des Gedichts – und jenem des von ihm Angesprochenen und Adressierten, womit im Einzelfall sowohl Personen wie geographische Orte, Leerstellen, Fragen oder weitere Worte gemeint sein können. Mit diesem Spannungsverhältnis arbeitet Celans Dichtung. Sie setzt voraus, dass es zwischen dem in Schriftform Überlieferten – dem Gedicht in diesem Sinne: abgebrochen und offengehalten mit jedem Zeilenumbruch – und seinem Anderen eine Differenz gibt, die vom Gedicht her in Anspruch genommen werden kann, ja in Anspruch genommen muss, wenn mit ihm etwas erreicht werden soll.

⁸ GW 3, 198f.

Der Ort des Anderen begegnet demzufolge in Celans Gedichten in vielfachen Variationen und Brechungen. Dabei handelt es sich prinzipiell um angesprochene, um evozierte und in diesem Sinne um adressierte Orte. Diese erfahren ihre je spezifische Bestimmung in erster Linie vom Gedicht her. Selbst wenn es sich (wie etwa in den Gedichten »Tübingen, Jänner«⁹ oder »Todtnauberg«¹⁰) um reale Orte handelt, so sind diese Orte doch stets durch das Gedicht bestimmt, es sind also sprachlich präformierte, wohl auch sprachlich deformierte und reformierte Orte. Im Feld der Sprache werden Orte – als Worte – zu Zeichen, in denen der stets problematische Bezug zwischen einem sprachlichen Signifikanten und einem entsprechenden geographisch oder allgemein topologisch zu denkenden Signifikat zum Einsatzpunkt einer dichterischen Auseinandersetzung werden kann. Celans Arbeit am Gedicht berücksichtigt dies, sie folgt entsprechend oft der explizit formulierten Programmatik: »Freilegung – Entdeckung – des Abgrunds zwischen Zeichen und Bezeichnetem«.¹¹

Dieser Abgrund markiert in Celans Poetik die Stelle, an der inmitten topologischer Metaphorik die Zeitlichkeit ins Spiel kommt: Diese wird dann bestimmend, wenn Orte zu Worten werden, wenn eine Topologie zur Tropologie, wenn Erde zu Rede wird. Im Feld der Sprache, und besonders der Schrift, erhalten Orte als Worte die Möglichkeit, Teil von Erinnerungen und von Erwartungen zu werden, die über ihre je momentane Präsenz hinausreicht – oder diese durchkreuzt. Diese Möglichkeit bildet den Einsatzpunkt von Celans Geopoetik. Dieser Einsatzpunkt entspringt allerdings keiner poetischen Laune, er ist vielmehr einer verheerenden Politik geschuldet, die *auch* eine Geopolitik war: Ganze Landstriche wurden ›gesäubert‹ und, wie Celan es formuliert, der »Geschichtslosigkeit« ausgeliefert.

Celan war dieser Politik direkt ausgesetzt: Nachdem er 1942 bis 1943 in verschiedenen rumänischen Arbeitslagern festgehalten und zu Zwangsarbeit im Straßenbau verpflichtet worden war (Rumänien stand im Zweiten Weltkrieg unter Ion Antonescu auf der Seite des Deutschen Reiches), während seine Eltern zur gleichen Zeit in einem Lager in Transnistrien umkamen (der Vater starb an Typhus, die Mutter wurde erschossen), kehrte er im August 1944 in seine durch die Rote Armee ›befreite‹ Heimatstadt Czernowitz in der Bukowina zurück. Die ›Befreiung‹ durch die neuen Besatzer ging jedoch Hand in Hand mit einer nun auch von stalinistischer Seite her betriebenen antisemitischen

⁹ GW 1, 226.

¹⁰ GW 2, 255.

¹¹ *Der Meridian* (Tübinger Ausgabe), 93 [Nr. 158].

Politik, die ein Leben in der einst bis zu einem Drittel von Juden bewohnten Bukowina zunehmend unerträglich und unmöglich machte. Diese katastrophalen biographischen Ausgangsbedingungen zwangen nach Kriegsende den damals Fünfundzwanzigjährigen Celan zur Flucht über Bukarest nach Wien. Ab 1948 bis zu seinem Tod 1970 lebte Celan in Paris. In seine ›Heimat‹, die keine mehr sein konnte und die zudem durch den Eisernen Vorhang von der westlichen Welt abgeschnitten war, kehrte Celan nie mehr zurück.¹²

Nun wäre es verkehrt, diese biographischen Daten in eine direkte Beziehung zur Dichtung zu setzen. Celan selbst hielt in einer seiner im Nachlass überlieferten Notizen fest:

Echte Dichtung ist antibiographisch. Die Heimat des Dichters ist sein Gedicht, sie wechselt von einem Gedicht zum andern. Die Entfernungen sind die alten, ewigen: unendlich wie der Weltenraum, in dem jedes Gedicht sich zu behaupten sucht als – winziges Gestirn –. Unendlich auch wie die Entfernung zwischen seinem Ich und seinem Du: von beiden Seiten, beiden Polen her wird die Brücke geschlagen: in der Mitte, auf halbem Weg, da, wo der tragende Pfeiler erwartet wird, von oben her oder von unten her, ist der Ort des Gedichts. Von oben her: unsichtbar und ungewiß. Von unten her: aus dem Abgrund der Hoffnung auf den fernen, den zukunftsfernen Nächsten.¹³

Indirekt, über die »Umwege«¹⁴ und Versuche, »Richtung zu gewinnen«, die Celan in seinen beiden Reden anlässlich von Preisverleihungen – der »Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der freien Hansestadt Bremen« vom 26. Januar 1958, hier kurz *Bremer Rede* genannt,¹⁵ und der »Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises« mit dem Titel »Der Meridian«, die Celan am 22. Oktober 1960 in Darmstadt hielt, hier kurz *Meridian* genannt¹⁶ – thematisiert, erhellt sich jedoch der gleichwohl bestehende und von Celan auch immer wieder in Erinnerung gerufene Bezug zwischen Biographie und Poetologie, der gerade über die in *beiden* Feldern *unselbstverständlich* gewordenen Orientierungspunkte verläuft, nach denen man das jeweilige Vorhaben, Leben oder Dichtung, ausrichten könnte. Auch der als Folge der Vernichtungspolitik herbeigeführte Verlust von geographischen Bezugspunkten, die im Sinne einer affirmativen Rückvergewisserung über die eigene Herkunft womöglich

¹² Vgl. hierzu auch folgende Überlegungen Celans zur Heimat – in Notizform: »Die Heimatvertriebenen (Der Verband der Weltvertriebenen wäre wohl noch ins Leben zu rufen ...) / Im Gedanken, daß und was und wie sie vertrieben wurden, ist die eigentliche Heimat.« Ebd., 200 [Nr. 853].

¹³ Celan, Paul, *Mikrolithen sinds, Steinchen. Die Prosa aus dem Nachlaß. Kritische Ausgabe*, hg. v. Barbara Wiedemann u. Bertrand Badiou, Frankfurt a. M. 2005, 95.

¹⁴ GW 3, 201.

¹⁵ Ebd., 185–186.

¹⁶ Ebd., 187–202.

hätten orientierungstiftend sein können, gewinnt somit sowohl biographisch wie, in dieser Hinsicht ununterschieden davon, poetologisch seine primär negativ bestimmte Bedeutung.

Die Transformation von Orten in Worte ist schlicht *auch* dem Umstand geschuldet, dass es, wie Celan im *Meridian* schreibt, eine ganze Reihe von Orten, die zuweilen in den Gedichten aufgesucht werden, nicht mehr gibt. Nur in der Sprache kann es sie noch geben.¹⁷ Dabei kann es nicht darum gehen, diese Orte in der Sprache einfach, qua Imagination, wiederauferstehen zu lassen (das wäre bloße Nostalgie im Dienste faktischer Verkennung geschichtlicher Tatsachen). Es muss auch stets mitartikuliert werden, dass der Verlust sich durch Sprache nicht kitten lässt. Im *Meridian* spricht Celan deshalb davon, dass das Gedicht seinerseits der »Ort« sei, »wo alle Tropen und Metaphern ad absurdum geführt werden wollen«.¹⁸ Denn nur in einer solchen Ad-absurdum-Führung kann es Celan zufolge gelingen, die Referenz- und Präsenzsuggestionen, die mit jedem niedergeschriebenen oder ausgesprochenen Wort ins Spiel kommen, immer wieder zu unterbrechen, um auf diese Weise ein den Verlusten eingedenk bleibendes Erinnern ebenso wie ein kritischen Nachdenken zu ermöglichen und zu befördern. Ob es unter den Bedingungen einer solchen Ad-absurdum-Führung von Tropen und Metaphern noch »Toposforschung« geben könne oder solle, fragt Celan

¹⁷ Das gilt insbesondere für die Bukowina. Dass die Bukowina – aus deutschsprachiger Perspektive – fast nur noch *in* der Literatur bzw. *als* Literatur existiert, ist direkte Folge der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik, die allerdings vor dem Hintergrund eines ausgeprägten Antisemitismus bei großen Teilen der rumänischen Bevölkerung auf deren Unterstützung setzen konnte. Als nachträglicher Effekt dieser Politik kam es *nach* dem Zweiten Weltkrieg mitunter auch zu einer Idealisierung der deutschsprachigen Kultur in der Bukowina *vor* dem Ersten Weltkrieg und – als diese Kultur bereits unter dem Zeichen der Repression stand und sich entsprechend verstärkt artikulierte – in der Zwischenkriegszeit. Einen präzisen Einblick in die kulturellen Spannungen gibt Menninghaus, Winfried, »Czernowitz/Bukowina« als Topos deutsch-jüdischer Geschichte und Literatur«, *Merkur* 600 (1999), 345–357. Weitere Einblicke in die Bukowina als Kulturlandschaft und die Vielsprachigkeit von Czernowitz geben insbesondere folgende Publikationen: Corbea-Hoisie, Andrei u. Michael Astner (Hg.), *Kulturlandschaft Bukowina. Studien zur deutschsprachigen Literatur des Buchenlandes nach 1918*, Iași 1990; Corbea-Hoisie, Andrei (Hg.), *Czernowitz. Jüdisches Städtebild*, Frankfurt a. M. 1998; Werner, Klaus (Hg.), *Fäden ins Nichts gesponnen. Deutschsprachige Dichtung aus der Bukowina*, Frankfurt a. M. u. Leipzig 1998; Kublitz-Kramer, Maria, »Czernowitz, die ›himmlische Stadt‹. Eine allegorische Lektüre deutschsprachiger Gedichttexte aus der Bukowina«, *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 122.4 (2003), 582–599; Corbea-Hoisie, Andrei u. Alexander Rubel (Hg.), »Czernowitz bei Sadagora«. *Identitäten und kulturelles Gedächtnis im mitteleuropäischen Raum*, Konstanz 2006. Spezifisch zu Celan: Gellhaus, Axel (Hg.), *Marbacher Magazin* 90 (2000) (= Sonderheft *Paul Antschel / Paul Celan in Czernowitz*); Rychlo, Peter, »Der slawische Meridian im Werk Paul Celans«, in: Corbea-Hoisie, Andrei (Hg.), *Paul Celan. Biographie und Interpretation. Biographie et interprétation*, Konstanz 2000, 119–131.

¹⁸ GW 3, 199.

gleich nach der zitierten Stelle, und die Antwort lautet: »Gewiß! Aber im Lichte des zu Erforschenden: im Lichte der U-topie.«¹⁹

Zum Schluss der *Meridian*-Rede führt Celan selbst vor, was es heißen könnte, im Lichte der U-topie »Toposforschung« zu betreiben. Zuerst kommt er auf Jakob Michael Reinhold Lenz zu sprechen, dessen Biographie die Vorlage für Georg Büchners *Lenz* bildete. Dann geht Celan näher auf einen vielsagenden Entzifferungsfehler des ersten Herausgebers der Büchner'schen Schriften, Karl Emil Franzos, ein – Franzos liest in *Leonce und Lena* das »Commode« als das »Kommende«, also gleichsam unter einem utopischen Vorzeichen. Schließlich bemerkt Celan, dass sowohl der Herkunftsort von Lenz (Seßwegen, Livland, heute Cesvaine, Lettland) als auch jener von Franzos (Czortkow, Galizien, heute Čortkiv, Ukraine) auf der Nord-Süd-Meridian-Linie liegen, auf der sich auch sein eigener Heimatort (Czernowitz, Bukowina, heute Černivci, Ukraine) befindet:

Von hier aus, also vom »Commoden« her, aber auch im Lichte der Utopie, unternehme ich – jetzt – Toposforschung:

Ich suche die Gegend, aus der Reinhold Lenz und Karl Emil Franzos, die mir auf dem Weg hierher und bei Georg Büchner Begegneten, kommen. Ich suche auch, denn ich bin ja wieder da, wo ich begonnen habe, den Ort meiner eigenen Herkunft.

Ich suche das alles mit wohl sehr ungenauem, weil unruhigem Finger auf der Landkarte – auf einer Kinder-Landkarte, wie ich gleich gestehen muß.

Keiner dieser Orte ist zu finden, es gibt sie nicht, aber ich weiß, wo es sie, zumal jetzt, geben müßte, und ... ich finde etwas!

Meine Damen und Herren, ich finde etwas, das mich auch ein wenig darüber hinwegtröstet, in Ihrer Gegenwart diesen unmöglichen Weg, diesen Weg des Unmöglichen gegangen zu sein.

Ich finde das Verbindende und wie das Gedicht zur Begegnung Führende.

Ich finde etwas – wie die Sprache – Immaterielles, aber Irdisches, Terrestrisches, etwas Kreisförmiges, über die beiden Pole in sich selbst Zurückkehrendes und dabei – heitererweise – sogar die Tropen Durchkreuzendes –: ich finde ... einen Meridian.²⁰

Celan sucht also diese Orte, aber ebenso unmissverständlich hält er fest: »Keiner dieser Orte ist zu finden, es gibt sie nicht.« Die Suche auf der »Kinder-Landkarte« kann im Zusammenhang der Rede bedeuten, dass Celan den geographischen Raum seiner Kindheit – und damit auch: die vergangene Lebendigkeit dieses Raums – wieder aufzufinden sucht. Sie kann aber auch bedeuten, dass Celan, wie ein Kind, das eine Karte zu zeichnen versucht, ganz am Anfang einer Suche steht, die zudem kaum aussichtsreich ist, weil die gesuchten Orte Teil einer vergangenen

¹⁹ Ebd., 199.

²⁰ Ebd., 202.

und zerstörten Geschichte sind. Die Orte haben mit jedem Wechsel im Regime zudem auch ihre Namen stets gewechselt. Nur eins wird Celan klar: Wenn man sich nur weit genug von der Erde wegbewegt, so dürfte erkennbar werden, dass die gesuchten Orte in etwa auf *einer* Linie, auf *einem* »Meridian« liegen.

Tatsächlich befinden sich die gesuchten Orte alle mit je einem knappen halben Grad Abweichung auf dem 26. östlichen Längengrad, der in Nord-Süd-Ausrichtung quer durch Ostmitteleuropa verläuft (Černivci 48° 18' N, 25° 56' O; Čortkiv 49° 01' N, 25° 47' O; Cesvaine 56° 58' N, 26° 18' O). Führt man die Linie weiter nach Süden, dann durchquert dieser »Meridian« – mit einer weiteren Durchgangsstation in Bukarest (44° 26' N, 26° 06' O) – auch die geographischen Tropen in Zentralafrika. Das bringt Celan auf den Scherz mit den »Tropen«, auf die er in der Rede zuvor nicht im geographischen, sondern im rhetorischen Sinne zu sprechen kam (Tropen als rhetorische Figuren der Ersetzung eines eigentlichen durch ein uneigentliches Wort). Dass der von ihm aufgefundene Meridian »heitererweise« auch die »Tropen« durchkreuzt, macht auf die stets reflektierte Verquickung von Geographie und Sprache aufmerksam, die Celan betreibt, wenn er Orte als Worte ins Spiel bringt. In dem Maße, so könnte man Celans Gedankengang kommentieren, wie die realen Orte ihre Zugänglichkeit verloren haben und ihre Bewohner vernichtet oder gewaltsam vertrieben wurden, in dem Maße bleibt auch eine jede Auseinandersetzung mit diesen Orten im Medium der Sprache darauf verpflichtet, den realen Verlust nicht rhetorisch zu beschönigen.

Die Rede vom »Meridian« erlaubt es Celan, sowohl eine sehr konkrete Zone historischer und geopolitischer Katastrophen und Konflikte zu adressieren, als auch deutlich zu machen, dass eine solche Adressierung im Medium der Sprache stets darum bemüht sein sollte, eine Rhetorik, die das Verlorene umstandslos (qua Tropen) ersetzen zu können glaubt, zu vermeiden oder zu durchkreuzen. Der »Meridian« erhält für Celan allerdings auch eine utopische Qualität dadurch, dass er – trotz allem – als Modell für »das Verbindende und wie das Gedicht zur Begegnung Führende« entworfen wird. Was geographisch seinen Ausgangspunkt im 26. östlichen Längengrad nimmt, wird poetologisch zum Modell eines Verbindungsdenkens, das gerade diejenigen Orte und Personen zu adressieren und/oder in Erinnerung zu rufen hofft, die durch jedes, auch geographische, Muster durchzufallen drohen.²¹ Damit

²¹ Auf Celans Kritik am Paradigma der totalen Verortbarkeit geht Thomas Schestag näher ein, indem er die spezifische Uneindeutigkeit des Wortes »Meridian« bei Celan offenlegt. Schestag hebt hervor, dass es neben den (geographisch festgelegten) Erdmeridianen auch die (vom Standort des Betrachters abhängigen und entsprechend wandernden) Him-

rückt der Meridian als Modell in die Nähe des Datums, das in Celans Poetologie von besonderer Bedeutung ist: So wie das Datum prinzipiell im Zeichen der Datierung eines – durch bloße Ziffern – Undatierbaren steht, so steht der Meridian für eine Kartierung des – durch bloße Grad- und Ortsangaben – Unkartierbaren.

In beiden Fällen geht es darum, die durch numerische Ordnungen systematisierten Orientierungsmodelle zugleich in Anspruch zu nehmen *und* in ihrer jeweiligen Aussagekraft in Frage zu stellen – um auf diese Weise die Schwierigkeiten einer *Bezugnahme* auf konkrete Orte und historische Ereignisse, vor allem wenn diese weitgehend im Dunkeln bleiben, kenntlich machen zu können. Dieses gespaltene Verhältnis zu den kulturell instituierten Parametern von Ort und Zeit findet übrigens ein Pendant in der Art und Weise, wie Celan in der konkreten Arbeit an seinen Gedichten mit Orts- und Zeitangaben umgeht: So vermerkt er in den ersten Entwürfen zu einem Gedicht meist noch Ort und Datum der Niederschrift, erst in der Endfassung eines Gedichtes lässt er die Angaben in der Regel dann weg, bringt sie also wieder zum Verschwinden. Berücksichtigt man, dass Celan die Entwürfe zu seinen Gedichten akribisch aufbewahrte, dann folgt dieses Zum-Verschwinden-Bringen allerdings einer doppelten Logik: Die Angaben bleiben ja in den Entwürfen lesbar, da Letztere nicht vernichtet werden, gleichzeitig machen die erhalten gebliebenen Stationen auf dem Weg zu einem schließlich gedruckten Gedicht deutlich, dass die Arbeit an einem Gedicht in der Regel eine Dynamik gewinnt, die auch die konkreten Daten und Orte hinter sich lässt. Räumlichkeit und Zeitlichkeit werden dann zu Parametern einer *im* Gedicht entworfenen – oder verworfenen – Ordnung, und so erstaunt es auch nicht, dass Celan zuweilen die Geographie ins Allerwörtlichste verlegt: »Gedichte als Wortlandschaften«.²²

Eine ähnliche Bewegung der Transposition räumlicher Begebenheiten und Orientierungsmuster findet, auf der Ebene der Poetologie, statt, wenn Celan in der *Meridian*-Rede das *Modell* des Meridians zunächst im ganz präzisen, geographischen Sinne verwendet, es dann aber entwendet, um mit ihm eine dialogische Kreisbewegung zu beschreiben,

melsmeridiane gibt, die bei Celan ebenfalls eine Rolle spielen (»wandern die Meridiane«, GW 1, 290). Darüber hinaus weist Schestag auf eine Reihe von Parallel- und Gegentexten hin, in denen ebenfalls – jeweils an prominenter Stelle – von einem »Meridian« die Rede ist: Martin Heideggers Schrift *Zur Seinsfrage* (als Antwort auf Ernst Jüngers *Über die Linie*), Carl Schmitts *Der Nomos der Erde*, Joseph Conrads *The Secret Agent*, schließlich der Brief von Nelly Sachs an Celan vom 28. Oktober 1959 und Celans Wiederaufnahme der Wendung vom »Meridian des Schmerzes« in einem Briefentwurf an Nelly Sachs vom 6. Mai 1960. Vgl. Schestag, *Thomas, buk. Paul Celan*, München 1994, 5–9.

²² *Der Meridian* (Tübinger Ausgabe), 102 [Nr. 221].

die schließlich in ein »Art Heimkehr«²³ münden soll. Dabei wäre es verkehrt zu sagen, die Entfernungen, die Celan seinerseits gegenüber den von ihm in Anspruch genommenen, einigermaßen präzise bestimmten Ordnungssystemen jeweils zurücklegt, seien Kennzeichen einer dichterischen Autonomie, die sich von den Realien löst. In gewisser Hinsicht ist das Gegenteil wahr: Die Loslösung von den konkreten Orten und Daten, soweit man sie überhaupt kennen kann, erfolgt vielmehr mit dem Anspruch, sie gerade dadurch nicht dem Vergessen preiszugeben, dass sie nicht *bloß* genannt und eingeordnet werden, sondern selbst und gerade dort, wo ihre Bewegung des Verschwindens und der Transformation nachgezeichnet wird, in ihrem spezifischen, im Medium der Sprache aber prinzipiell problematischen Seinsstatus kenntlich gemacht werden.

Das Problem liegt darin, dass der Akt der Benennung – von Orten durch Worte – seinerseits stets *auch* ein Akt der Vernichtung ist, und zwar insofern, als eine jede Benennung das Benannte im (mindestens) doppelten Hegel'schen Sinne ›aufhebt‹: zerstört und (nur als Zerstörtes, seiner Lebendigkeit Entledigtes) aufbewahrt. Der von Celan überaus geschätzte französische Schriftsteller und Literaturtheoretiker Maurice Blanchot hat diese insbesondere an Mallarmés Dichtung diskutierte Hegel'sche Gedankenfigur unter dem Stichwort der ›Vernichtung der Welt‹ prominent aufgegriffen.²⁴ Spuren dieser Gedankenfigur finden sich, allerdings in einer Radikalisierung, auch bei Celan selbst, so etwa in zwei Zeilen aus einem Gedicht des Bandes *Fadensonnen* von 1968: »Mach den Ort aus, machs Wort aus. / Lösch. Miß.«²⁵ Das Verb ›ausmachen‹ wird hier von Celan explizit in seiner Doppeldeutigkeit – ›löschen‹ und ›ausmessen‹ / ›ermessen‹ / ›ermitteln‹ – eingesetzt und somit als eine noch abgründigere Version der Hegel'schen ›Aufhebung‹ ins Spiel gebracht: Denn noch bevor es zu so etwas wie einer Aufhebung kommen kann, das heißt: bereits in der Bezugnahme, der Adressierung, der Ausmessung und Ermessung in diesem Sinne, stehen sowohl der »Ort« als auch das

²³ GW 3, 201.

²⁴ Vgl. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, »Philosophische Enzyklopädie für die Oberklasse«, in: ders., *Werke Bd. 12: Nürnberger und Heidelberger Schriften*, Frankfurt a. M. 1986, 9–69, 52: »Die Sprache ist die höchste Macht unter den Menschen. – Adam, heißt es, gab allen Dingen (Tieren) ihren Namen. – Die Sprache ist Ertötung der sinnlichen Welt in ihrem unmittelbaren Dasein, das Aufgehobenwerden derselben zu einem Dasein, welches ein Aufruf ist, der in allen vorstellenden Wesen widerklingt.« Zur Weltvernichtung durch Sprache bei Mallarmé, Hegel und Blanchot vgl. ausführlich Gelhard, Andreas, *Das Denken des Unmöglichen. Sprache, Tod und Inspiration in den Schriften Maurice Blanchots*, München 2005, 47–127, bes. 78–88. Zu Celans Wertschätzung von Blanchot vgl. Cameron, Esther, »Erinnerungen an Paul Celan«, in: Hamacher, Werner u. Winfried Menninghaus (Hg.), *Paul Celan*, Frankfurt a. M. 1988, 338–341, 339.

²⁵ GW 2, 123 (›Deine Augen im Arm‹).

»Wort« unter dem Imperativ der Zerstörung. Will man die Anweisung (»Lösch. Miß.«) nicht ihrer manifesten Komplikationen berauben (etwa indem man das Löschen bloß auf den »Ort«, das Messen aufs »Wort« bezieht), dann besteht kein Zweifel darüber, dass bei Celan auch das Wort als bedrohtes Wort zu gelten hat.²⁶

Die im *Meridian* angesprochene Ad-absurdum-Führung aller Tropen und Metaphern im Gedicht nimmt diese sprachkritische Wende vorweg. Diese bliebe allerdings unterbestimmt, wenn man sie als *Fazit* der Auseinandersetzung Celans mit Orten und Worten – und mit ihrem Verhältnis – begriffe. Tatsächlich markiert die von Celan gerade auch in den Gedichten immer wieder von neuem entfachte Sprachkritik jeweils nur den *Beginn* einer dichterischen Auseinandersetzung, die unter dem Vorsatz steht, *gleichwohl* zu schreiben, also Worte zu verwenden – »trotz allem«²⁷ – und dabei auch sehr konkrete Adressierungen von Orten vorzunehmen. Zu diesen sehr konkret adressierten Orten gehören die bereits erwähnten ostmitteleuropäischen Städte, die Celan in der *Meridian*-Rede mit dem geographischen »Meridian« im Sinne des 26. östlichen Längengrads ›durchkreuzt‹, wobei hier die Adressierung – über den Scherz mit den »Tropen« – das Problem der Möglichkeit einer sprachlichen Bezugnahme, das heißt, der Benennung, bereits offenlegt.

Neben dieser Nord-Süd-Achse quer durch Ostmitteleuropa (und bis weit über die »Tropen« Zentralafrikas hinaus) gibt es in Celans Poetologie und Dichtung eine weitere, quer dazu verlaufende Achse, die immer wieder thematisch wird: Die Bewegung von Ost nach West – und umgekehrt. In dieser Achse zeichnet sich zum einen wiederum eine biographische Komponente ab (Celans Flucht über Bukarest und Wien nach Paris), zum anderen ist sie poetologisch von Belang (durch direkte Bezugnahmen in Gedichten, erwähnt sei aber auch Celans Übersetzertätigkeit, die Übersetzungen vom Russischen und Rumänischen ins Deutsche, aber auch vom Französischen ins Deutsche – das Deutsche dabei als unheimliche ›Mitte‹). Am stärksten ausgeprägt erscheint diese Ost-West-Achse in Celans Gedichtband *Die Niemandrose* von 1963, dessen Gedichte auch auffallend viele Toponyme enthalten: Tarussa, Czernowitz, Zürich, Tübingen, Paris.²⁸ Bereits die Widmung »Dem Andenken Osip Mandelstamms« zu Beginn des Bandes deutet auf ein

²⁶ Eine ausführlichere Interpretation des gesamten Gedichtes »Deine Augen im Arm« gibt Anja Lemke in ihrer Dissertation: Lemke, Anja, *Konstellation ohne Sterne. Zur poetischen und geschichtlichen Zäsur bei Martin Heidegger und Paul Celan*, München 2002, 456–459. Vgl. zudem Menninghaus, Winfried, *Paul Celan. Magie der Form*, Frankfurt a. M. 1980, 64f., sowie Schestag, buk, 7f.

²⁷ GW 3, 185.

²⁸ GW 1, 287, 229, 214, 226, 220 (in der Reihenfolge der genannten Orte).

west-östliches Gespräch hin, das Celan in Gang zu setzen versucht. Doch auch in einer Reihe von Gedichten wird diese Bewegung von Ost nach West – und umgekehrt – thematisch. So etwa in einer eigens eingerückten Strophe des Gedichtes »La Contrescarpe«:

Über Krakau
bist du gekommen, am Anhalter
Bahnhof
floß deinen Blicken ein Rauch zu,
der war schon von morgen. Unter
Paulownien
sahst du die Messer stehn, wieder,
scharf von Entfernung. Es wurde
getanzt. (Quatorze
juillets. Et plus de neuf autres.)²⁹

Die Strophe trägt Züge einer dichterischen Selbstanrede. Denn nach Frankreich »gekommen« ist auch Celan sein erstes Mal – im November 1938 – über »Krakau« und den »Anhalter / Bahnhof« in Berlin, als er in Tours einen Vorbereitungskurs für ein Medizinstudium absolvierte. Im Sommer darauf kehrte Celan wieder nach Czernowitz zurück. Die Ankunft des Zuges in Berlin auf der Hinfahrt erfolgte am Morgen des 10. Novembers, also direkt nach der sogenannten »Reichskristallnacht«, in der die SA erstmals gezielt zur Zerstörung jüdischer Häuser und zur Brandstiftung an Synagogen aufrief.³⁰ In der Erinnerung des Gedichtes wird der »Rauch« – der Lokomotive, der Schornsteine, der brennenden Häuser: die Kette der Assoziationen bleibt unheimlich offen bis hin – zu jenem »Rauch«, der »schon von morgen war«: »dann steigt ihr als Rauch in die Luft / dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng.«³¹

²⁹ GW 1, 283 (hier sind nur die ersten zehn Zeilen dieser eingerückten Strophe wiedergegeben, es folgen in der Originalfassung noch acht weitere Zeilen).

³⁰ Die hier und im Folgenden verwendeten Angaben stammen aus folgenden Publikationen: Chalfen, Israel, *Paul Celan. Eine Biographie seiner Jugend*, Frankfurt a. M. 1983, 77–80; Emmerich, Wolfgang, *Paul Celan*, Reinbek b. Hamburg 1999, 36–37; Felstiner, John, *Paul Celan. Eine Biographie*, übers. v. Holger Fliessbach, München 1997, 34; Winkler, Jean-Marie, »La Contrescarpe«, in: Lehmann, Jürgen (Hg.), *Kommentar zu Paul Celans »Die Niemandrose«*, unter Mitarbeit v. Christine Ivanović, Heidelberg 1997, 331–339; Celan, Paul, *Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band*, hg. und komm. v. Barbara Wiedemann, Frankfurt a. M. 2003, 710–711. Im Unterschied zu den übrigen hier genannten Arbeiten geht Wiedemann davon aus, dass Celans Zug Berlin nicht »nach«, sondern unmittelbar »vor« der Reichskristallnacht durchquerte.

³¹ GW 1, 42 (»Todesfuge«). Die Anspielung auf die Vernichtungslager ist offenkundig. Der Hinweis von Winkler, die Angabe »über Krakau« lasse sich »möglicherweise als Anspielung auf die Lokalisierung des KZs Auschwitz verstehen«, das »auf der Landkarte über Krakau zu sehen« sei, erweist sich hingegen nicht als triftig, da Auschwitz klar westlich und nicht nördlich von Krakau liegt. Vgl. Winkler, »La Contrescarpe«, 336. In welcher

1948, die Heimat ist inzwischen zerstört, kommt Celan schließlich wieder nach Frankreich, diesmal, um sich definitiv in Paris niederzulassen. Geschrieben wird das Gedicht 1962. »Quatorze / juillet« – also wörtlich ›vierzehn Julis‹ – liegen zwischen dem Zeitpunkt der Niederschrift des Gedichtes und der Übersiedelung nach Paris. »Et plus de neuf autres« – und mehr als neun weitere (Julis) – sind vergangen, seit Celan 1938 zum ersten Mal nach Frankreich reiste. Darüber hinaus spielen die »Quatorze / juillet« auf den französischen Nationalfeiertag – in Erinnerung an die Stürmung der Bastille vom 14. Juli 1789: »Es wurde / getanzt« – an, der wiederum gleichzeitig den Tag bezeichnet, an dem Celan 1948 seinen ersten Tag in Paris verbrachte. Ebenso verschränkt sind die Assoziationen zu den »Paulownien«, die zum einen eine von Celan geschätzte Baumsorte (mit messerförmigen Fruchtständen) bezeichnen, zum anderen aber auch (über die Verbindung des eigenen Vornamens ›Paul‹ mit der slawischen Endung ›-ownia³²) die im Gedicht zuvor bereits thematisierte Ost-West-Achse als Richtungsvektor existentieller Art mit aufrufen.

Weitere Korrespondenzen – *correspondances* im Sinne Baudelaires, allerdings traumatisch aufgeladen – verdichten sich im Motiv der Schärfe: von den stehenden »Messer[n]« (möglicherweise Bajonette auf den Gewehren von Wachpersonal oder Polizei) und ihrer Nähe zu den messerförmigen Fruchtständen der »Paulownien« bis hin zur optischen Schärfe (»scharf von Entfernung«) – auch den scharf geladenen Gewehren aus der jüngeren Vergangenheit – und zurück zum Titel des Gedichts »La Contrescarpe«, der nicht nur einen Platz in der Nähe von Celans Arbeitsort bezeichnet (›Place de la Contrescarpe‹), sondern neben seiner lexikalischen Semantik (›Außenwall‹, ›Außenböschung‹) auch – wörtlich – ›Gegenschärfe‹ bedeutet.

Das dichte Assoziationsnetz ist Teil eines im Gedicht ausgestellten Erinnerungskomplexes, der durch geopoetische Faktoren strukturiert

Weise hingegen Celan sich tatsächlich – im Sinne einer Spurensuche – in die Topographie der Vernichtungslager hineinbegibt, zeigen seine Übersetzung von Jean Cayrols *Nuit et Brouillard / Nacht und Nebel* (der Anfang dieses Kommentars zum gleichnamigen Film von Alain Resnais von 1956 in Celans Übersetzung: »Auch ruhiges Land / auch ein Feld mit ein paar Raben drüber, mit Getreidehaufen und Erntefeuern, / auch eine Straße für Fuhrwerke, Bauern und Liebespaare, / auch ein kleiner Ferienort mit Jahrmarkt und Kirchturm kann zu einem Konzentrationslager hinführen. // Struthof, Oranienburg, Auschwitz, Ravensbrück, Dachau, Neuengamme, Bergen-Belsen: / das waren einmal Namen wie andere, Namen auf Landkarten und in Reiseführern«, GW 4, 77) sowie auch sein Langgedicht »Engführung« aus dem Band *Sprachgitter* von 1959 (»Verbracht ins / Gelände / mit der untrüglichen Spur«, GW 1, 197).

³² Der Baum ist nach der russischen Großfürstin Anna Pawlowna – der Tochter des russischen Zaren Paul I. und späteren Königin der Niederlande – benannt.

wird. Das Gedicht zeichnet, mit Ortsangaben, eine Bewegung von Ost nach West nach, die quer zum Nord-Süd-Meridian aus der *Meridian*-Rede verläuft, aber ebenso wie das Meridian-Modell die Geographie – und darin liegt die *geopoetische* Dimension von Celans dichterischer Arbeit – durch biographische Anhaltspunkte und das Aufrufen historischer Problemkonstellationen durchkreuzt und verzeitlicht. In einer Notiz zur *Meridian*-Rede bezeichnete Celan die aus einer solchen Durchkreuzung und Verzeitlichung resultierende »Räumlichkeit« des Gedichts als eine »komplexe« Räumlichkeit:

»das Gedicht hat [...] Räumlichkeit, [...] und zwar eine komplexe: die Räumlichkeit und Tektonik dessen, der es sich abfordert; und die Räumlichkeit seiner eigenen Sprache, d. h. [...] nicht der Sprache schlechthin, sondern der sich unter dem besonderen Neigungswinkel des Sprechenden konfigurierenden und aktualisierenden Sprache [...].«³³

Celan recurriert hier auf zwei Raummodelle und lässt diese in ein drittes Modell übergehen. Zum einen geht es um die Räumlichkeit dessen, der sich das Gedicht »abfordert«, wie Celan schreibt. Es geht also um den Dichter in seiner Individualität, der nicht nur äußerlich, zu Fuß oder mit Verkehrsmitteln, tatsächlich unterschiedliche Räume durchquert, sondern auch – und darauf dürfte mit dem Hinweis auf die »Tektonik« angespielt sein – über Wahrnehmung und Gedächtnis mit unterschiedlichen Überlagerungen von mentalen Räumen konfrontiert ist. Zum anderen geht es um diejenige Räumlichkeit, die durch Sprache prinzipiell evoziert *und* in Anspruch genommen wird, sofern man wie Celan davon ausgeht, dass Sprache ihrem »Wesen nach dialogisch«³⁴ organisiert ist und sich zwischen Worten und Dingen ebenso wie zwischen Schreibern und Lesern oder Sprechern und Hörern je unterschiedlich strukturierte Zeit- und Raumverhältnisse etablieren bzw. eröffnen. Mit dem »besonderen Neigungswinkel des Sprechenden« ist schließlich auf eine Konvergenz dieser beiden Modelle angespielt, sofern man sie im Modell einer komplexen Räumlichkeit von Sprache zusammendenkt: Sprache aktualisiert sich demzufolge nur dann, wenn sie geschieht, indem sie ein Individuum passiert, durch es hindurchgeht und von ihm auf eine spezifische Weise artikuliert wird.

Die von Celan in der Endfassung der Rede schließlich wieder aufgenommene Wendung vom »Neigungswinkel«³⁵ bleibt erklärungs-

³³ *Der Meridian* (Tübinger Ausgabe), 118 [Nr. 340].

³⁴ GW 3, 186.

³⁵ GW 3, 197: »das Gedicht behauptet sich am Rande seiner selbst; es ruft und holt sich, um bestehen zu können, unausgesetzt aus seinem Schon-nicht-mehr in sein Immer-noch zurück. / Dieses Immer-noch kann doch wohl nur ein Sprechen sein. Also nicht Sprache

bedürftig, sie erhellt sich aber dadurch, dass Celan sie zur genaueren Umschreibung einer individuellen Artikulationsweise in ihrem Verhältnis zu einem auf Allgemeinheit setzenden Zeichensystem wie jenem der Sprache einführt. Der Grad der Abweichung wäre demzufolge Indiz einer im Medium der Sprache – gleichwohl – angestrebten Singularität in der Artikulationsweise. An den beiden Achsen Nord-Süd und Ost-West konnte bereits gezeigt werden, was unter einem solchen »Neigungswinkel« *in concreto* verstanden werden kann, wenn man die Achsen in ihrem Verhältnis probeweise als strenges topologisches Raster versteht und wenn man sich die Durchkreuzungen und Verzeitlichungen dieser Achsen durch historisch und biographisch singuläre Problemkonstellationen, die stets auf der Kippe stehen, ihre Singularität im Medium der Sprache einzubüßen, noch einmal vergegenwärtigt.

Beschreibung und sprachliche Hervorbringung von Territorien, die auf der Erde genau oder ungefähr lokalisiert werden können, fallen im Begriff der ›Geopoetik‹ zusammen. Die Geopoetik hat es stets mit Vergegenwärtigungen von Territorien zu tun, wobei der Akt der Vergegenwärtigung zwischen dem Anspruch auf Beschreibung und dem Anspruch auf sprachliche Hervorbringung (und Schöpfung in diesem Sinne) pendeln kann. Celan selbst hätte im Hinblick auf seine dichterische Arbeit vermutlich nie von ›Geopoetik‹ gesprochen: Die handwerkliche Dimension seines Arbeitens (im Sinne der *poiesis*) wollte er nicht in den Vordergrund gestellt wissen, zudem hegte er insgesamt ein kritisches Verhältnis gegenüber dem Anspruch auf ›Machbarkeit‹ von Dichtung.³⁶ Gleichwohl bringt auch Celan im Schreiben seiner Gedichte etwas hervor, wobei der problematische Bezug zu ganz bestimmten Territorien, Gegenden und Landschaften meistens deutlich markiert wird. Darüber hinaus gibt es – zu zeigen an den unterschiedlichen Verfahren der ›Durchkreuzung‹ – sich wiederholende Muster, *wie* Celan mit dem *Problem* des Bezugs von Sprache und Territorium, Ort und Wort, Erde

schlechthin und vermutlich auch nicht erst vom Wort her ›Entsprechung‹. / Sondern aktualisierte Sprache, freigesetzt unter dem Zeichen einer zwar radikalen, aber gleichzeitig auch der ihr von der Sprache gezogenen Grenzen, der ihr von der Sprache erschlossenen Möglichkeiten eingedenk bleibenden Individuation. / Dieses Immer-noch des Gedichts kann ja wohl nur in dem Gedicht dessen zu finden sein, der nicht vergißt, daß er unter dem Neigungswinkel seines Daseins, dem Neigungswinkel seiner Kreatürlichkeit spricht.«

³⁶ Vgl. hierzu Celans Brief an Hans Bender vom 18. Mai 1960, GW 3, 177: »Man komme mir nicht mit ›poiein‹ und dergleichen. Das bedeutete, mitsamt seinen NÄHEN und FERNEN, wohl etwas anderes als in seinem heutigen Kontext. [...] ›Wie macht man Gedichte?‹ Ich habe es vor Jahren eine Zeitlang mit ansehen und später aus einiger Entfernung genau beobachten können, wie das ›Machen‹ über die Mache allmählich zur Machenschaft wird.«

und Rede umgeht, so dass die Rede von einer ›Geopoetik Celans‹ gerade im Hinblick auf Celans Umgang mit der Unselbstverständlichkeit territorialer Gegebenheiten triftig wird.

In der *Bremer Rede* bezeichnet Celan die eigenen Hinweise auf die Landschaft seiner Herkunft als eine »topographische Skizze«.³⁷ Im *Meridian* verwandelt sich diese »topographische Skizze« in eine »Kinder-Landkarte«. In den Gedichten schließlich wird das Projekt einer poetischen Kartierung weitergeführt, indem Celan Ortsnamen als Gedächtnispuren von Ereignissen einführt, die durch ihre bloße Nennung gerade *nicht* als bereits lokalisiert und begriffen gelten können, sondern im Medium des Gedichts auf ihre Komplexität hin geöffnet werden. Neben den bereits erwähnten Achsen (Nord-Süd und Ost-West), die Celan in seinen Gedichten und poetologischen Stellungnahmen immer wieder zum Einsatzpunkt sprachlicher ›Durchkreuzungen‹ nimmt (weitere Beispiele könnten angeführt werden), gibt es eine weitere, senkrecht zu den beiden anderen stehende Achse, die in Celans Gedichten immer wieder thematisch wird und die abschließend wenigstens erwähnt werden soll: Es ist die Achse die senkrecht in die Erde hineinreicht und nach oben in den Sternenhimmel weist.

Diese vertikale Dimension bildet zusammen mit den beiden anderen Achsen ein dreidimensionales Koordinatensystem, das im Kontext von Celans Dichtung freilich nur den Einsatzpunkt für jeweils spezifische ›Durchkreuzungen‹ bildet, die ausführlicher untersucht werden müssten. Gleichwohl bildet die vertikale Achse von oben nach unten und umgekehrt ein dominantes Orientierungsmuster in Celans Dichtung. Die eine Richtung dieser Achse weist in die Erde hinein und somit in den Bereich der Geologie, die andere Richtung öffnet sich dem Bereich der Astronomie. Während die astronomischen Figurationen in Celans Dichtung erst wenig erforscht sind,³⁸ liegen zum Stellenwert der Geologie in Celans Dichtung bereits umfangreiche Studien vor.³⁹ Vor allem Celans

³⁷ GW 3, 186.

³⁸ Vgl. Lemke, Anja, »– kein Himmel ist, keine Erde, und beider Gedächtnis gelöscht.« Siderische Rede in Paul Celans Dichtung«, in: Bergengruen, Maximilian, Davide Giuriato u. Sandro Zanetti (Hg.), *Gestirn und Literatur im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 2006, 69–82 (zu »À la pointe acérée«); Zanetti, Sandro, »zeitoffen«. *Zur Chronographie Paul Celans*, München 2006, 140–148 (zu »Singbarer Rest«), 171–176 (zu »Sprich auch du«, »Auge der Zeit«, »Es ist gekommen die Zeit«), 193–207 (zum »Gespräch im Gebirg« und zu »Schliere«).

³⁹ Vgl. als jüngsten Beitrag zum Thema meinen Aufsatz: Zanetti, Sandro, »Wo beginnt der Anfang? Lektürenotizen – erste Gedichtentwürfe bei Paul Celan«, in: Thüring, Hubert, Corinna Jäger-Trees u. Michael Schläfli (Hg.), *Anfangen zu schreiben. Ein kardinales Moment von Textgenese und Schreibprozess im Literarischen Archiv des 20. Jahrhunderts*, München 2009, 215–235. Die umfangreichste Studie zum Thema ist folgende: Werner, Uta, *Textgräber. Paul Celans geologische Lyrik*, München 1998. Vor Werners Arbeit sind zum Thema bereits

Beschäftigung mit Osip Mandel'stam seit den späten Fünfzigerjahren und die zeitgleich einsetzende Lektüre von geologischen Fachbüchern führten zu einer ›vertieften‹ Auseinandersetzung mit der Struktur von Gesteinsformationen und Materialablagerungen, deren gleichsam archäologische Erforschung Celan zum Modell eines Sprachdenkens nahm, das es ihm ermöglichte, »Katastrophen, Erschütterungen, Verwerfungen im Innern der Sprache«⁴⁰ zu beschreiben.

Die Verknüpfung von Erde und Rede – eine Assoziation, die Celan des öfteren ins Spiel bringt: »daß eine Rede gehe, von Erde«⁴¹ / »Vertraut ist mir der Erde Rede«⁴² – verläuft dabei ähnlich spannungsvoll wie die Verknüpfungen von Orten und Worten in den eher geographisch als geologisch orientierten Gedichten. In beiden Fällen geht es jedoch darum, die jeweiligen Ordnungsfelder einerseits zu zitieren, auf sie zu rekurrieren, andererseits den sprachlichen Bezug zu ihnen als Feld einer problemorientierten Auseinandersetzung kenntlich zu machen. Im extremsten Fall führt eine solche Bezugnahme zu einer Umkehrung der topologischen Parameter, zu einer Verdrehung des Koordinatensystems bis hin zu dem Punkt, an dem die kulturell eingeübten Orientierungsmuster versagen: »... nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte«, so lautet ein Zitat aus Büchners *Lenz im Meridian*, und Celan fügt bei: »Wer auf dem Kopf geht, meine Damen und Herren, – wer auf dem Kopf geht, der hat den Himmel als Abgrund unter sich.«⁴³

folgende Aufsätze erschienen: Lyon, James K., »Paul Celan's Language of Stone. The Geology of the Poetic Landscape«, *Colloquia Germanica* (1974), 298–317; Schellenberger-Diederich, Erika, »Von Meermühlen und Gletscherstuben. Geologische Motive in der Lyrik Paul Celans«, *Wirkendes Wort* 38 (Nov./Dez. 1988), 347–359. Neuerdings liegt von Erika Schellenberger-Diederich auch eine umfassendere Studie mit dem markanten Titel *Geopoetik* vor: dies., *Geopoetik. Studien zur Metaphorik des Gesteins in der Lyrik von Hölderlin bis Celan*, Bielefeld 2006, zu Celan bes. 296–344.

⁴⁰ *Der Meridian* (Tübinger Ausgabe), 137 [Nr. 465].

⁴¹ GW 3, 92 (»Kleines Wurzelgeträum«).

⁴² GW 5, 217 (Übertragung eines Verses von Sergej Essenin aus dem Gedicht »Die schwere Seele träumt von Himmeln« – im Original ohne anagrammatische Pointe: »Ponjaten mne zemli glagol«).

⁴³ GW 3, 195.